



Diese Couch in der Wiener Wohnung von Freud fand ich 1990 nicht so gemütlich wie unsere WG-Knatsch-, Knautsch-, Knutschecken.

Helga Milz

Wohngemeinschaften in Hamburg um Neunzehnhundertsechzigundacht

„Wir Alt-68er kommen. Ins Altenheim. Mit Macht. Wir haben Macht. Wir sind viele. Wir werden mehr. Wir haben nichts zu verlieren. Alle fürchten uns. Wir fluten Altenheime. Wie eine Flutwelle. Wir sind die Sintflut“, Georg Schramm 2020 (DLF und auf Youtube).

Inhalt

KURZFASSUNG

- | | |
|------------------------|----------------------------------|
| 0. Zum Vorgehen | Fragen und Thesen – Methodisches |
| 1. Vorerfahrung | Leben und Wohnen in Gemeinschaft |
| 2. Zeitgeister | Kommunen im Spiegel der Zeit |

3. WGs um 1968	Empirische Skizzen	ANHANG
-----------------------	---------------------------	---------------

4. WG-Formate: Hausgemeinschaft – Wohngemeinschaft – Kommune

- | | | |
|-------------|-------------|-----------------------------------|
| 4.1 | ASTA | Wohnraumbeschaffung |
| 4.2 | Startphase | Erwartungen |
| 4.3 | Alltag | Politisch, kollektiv, solidarisch |
| | 4.31 | Schwerpunkte |
| | 4.32 | Bruchlinien |
| 4.4. | Was bleibt? | |

- | | |
|-------------------|---------------------------------|
| 5. Resümee | WG-Netzwerke im SDS – und heute |
|-------------------|---------------------------------|

Kurzfassung

0. **Zum Vorgehen** – Die Relevanz von Wohngemeinschaften (WGs) um 1968 in Hamburg wird untersucht. Das empirische Material zeigt WGs als eine Institution, die sich zwischen den SDS-Verband und die Mitgliedschaft schiebt. Sie bündelt Aktive, stützt die politische Arbeit, treibt sie maßgeblich an, vernetzt sich und bildet eine Ebene mit eigenwilligen Eigendynamiken.
1. **Vorerfahrungen** – Das Aufwachsen im Familienverband prägt Haltungen zum gemeinschaftlichen Wohnen. Wir lehnen Herkunftsmilieus ab, weil sie Anpassung, Untertanengeist, Fatalismus, Konformismus, Folgebereitschaft praktizierten. Unser antiautoritärer Impuls geriert sich bockig-widerständig, heroisch, trotzig und als Verweigerungspose. Fundierte Positionen fehlen. Das holt uns ein; wir müssen viel nachholen.
2. **Zeitgeister** – Öffentliche Kritik trifft individuell, stärkt kollektiven Behauptungswillen.

3. ANHANG - Skizzen zu WGs um 1968

Empirische Basis: Berichte, Gespräche von 30-35 Ehemaligen, Tagebücher, Fotos. Gelistet sind 25 WGs, sortiert nach vier Wohnformen. Sie variieren extern (Politikbeitrag) und intern (soziale Bindung). Die Auswertung folgt den Phasen von Start - Alltag – Auszug.

4. WG-Formate: Hausgemeinschaft – Wohngemeinschaft – Kommune

Die WG-Welle schwillt 1967 an, flaut nach 1970 ab. WGs teilen und vervielfältigen sich quantitativ und differenzieren sich qualitativ aus: Alle zielen auf gesellschaftspolitische Veränderungen und ringen kontrovers um beste Wege, „das System“ und „die Menschen“ zu emanzipieren.

- **Startphase:** hohe Erwartungen an WGs, die Kräfte für Politik, Aktionen, Demos, Initiativen in Betrieben, Stadtteilen bündeln, Kooperation intensivieren, Wegezeiten verkürzen, Informationsflüsse verbessern, an SDS und Jours Fixes binden und das Studieren erleichtern.
 - **Im Alltag** werden SDS-Projekte vor- und nachbereitet, Teams erstarben, kollektives Handeln wird als Ressource entdeckt. Ein Ansturm von Mobilisierten (2000) überrollt den SDS nach Ostern 1968. Der Versuch, die politische Arbeit zu dezentralisieren und in Fach-Basisgruppen zu verlagern, klappt zunächst, (SozPol hat 2-300 Stud.).
 - **Dezentralisierung** stärkt WGs und das antiautoritäre Selbstverständnis fördert eigenständiges Arbeiten im überschaubaren Kreisen. Angeregt durch die fachorientierte Kritik in sog. Marxgruppen qualifizieren sich AGs selbst weiter. Erstsemester drängen in Basisgruppen und WGs.
5. **Resümee:** 1966/67 initiiert der SDS bundesweit WG-Wellen. Ab 1969/70 werden hier oft clandestine Organisationsdebatten geführt, während APO und SDS sich offen streiten und zerlegen. Einige WGs rücken in die Nähe von KB, ML, SALZ, MSB, DKP. Strikt antiautoritäre WGs experimentieren mit Drogen zwecks Selbstverwirklichung. Die Suchbewegungen erzeugen Streit, ringen um beste Strategien, fallen auseinander.

In den 1970er Jahren vernetzen WGs

sich neu in einer wachen linkspolitischen Szene, die die Zivilgesellschaft der BRD enorm belebt. Sie schiebt Alternativen in Neuen Sozialen Bewegungen an mit Bürgerinitiativen, Blockaden, Volksbegehren. Im Untergrund wuchern krude Verschwörungsmythen weiter bis zum RAF-Kollaps. Das politische Engagement bröckelt. Enttäuschung, Unlust, Ermüdung über „große Erzählungen“, die ins Leere laufen, nehmen zu. Alte Protagonisten verlieren ihre Basis und maulen über Privatisierung, Individualisierung, Entpolitisierung. Viele aus APO/SDS-Kreisen wählen bewährte Alternativen und treten beruflich und politisch den “Gang durch die Institutionen“ an. Moralisch aufgeladener Kritik stellen sie sich: Verrat von zentralen Bewegungszielen? Oder: Versuch auf alternativen Wegen voranzugehen! ¹

WGs sind Drehscheiben, die politische und private Umbrüche initiieren. Sie

- mausern sich ab 1967 zur (zunächst verborgenen) Struktur des SDS / **Jours Fixes**.
- fungieren extern als Scharniere zum SDS und intern als Motoren der **Integration**.
- bilden ein Netz von Knotenpunkten für die Vor- und Nachbereitung der **SDS-Politik**.
- fördern mit Zuarbeit und Eigeninitiativen die Qualifizierung von **Polit-Teams**.
- stützen die Dezentralisierung, begründen und tragen Konzepte von **Basisgruppen**.
- initiieren und begleiten die (berufsorientierte) Vorbereitung aufs **Examen**.
- bieten Orte und Kompetenzen für politische **Organisationsdebatten**.
- mischen mit bei der Konkurrenz um neue **Führungspositionen**.
- vernetzen sich als Treiber von **Neuen Sozialen Bewegungen**.

**Inwiefern veränderten WG-Erfahrungen uns?
Welche gespol Umbrüche schoben WGs an?**

**Maßgeblich, langfristig?
Wirkungsvoll, nachhaltig?**

0. Zum Vorgehen - Fragen und Thesen, Methodisches

0.1 Fragen - Wissensbestände zur Relevanz von WGs in HH - Zeitraum 1967-1969 werden gesichtet und sortiert anhand von mündlichen und schriftlichen Quellen zu Zielen des kollektiven Wohnens.

- Was waren unsere WG-Ziele, was wurde daraus?
- Was bewegten wir in WGs tatsächlich aktiv?
- Ließen wir uns frei- oder widerwillig auf den Umzug in WGs ein?
- Waren wir im WG-Binnenraum ähnlich kritisch und widerständig wie außerhalb?

Quellen: Materialrecherche anhand von Tagebüchern, Notizen, Telefonbüchern, Papieren zu WGs, „Beziehungskisten“, Briefen etc. Zusätzlich Gespräche, Berichte, Emails, Telefonate zu WG-Erfahrungen mit 30-35 Ehemaligen zu ca 25 WGs. Das Material läßt sich drei Schwerpunkten zuordnen:

¹ *Der Übergang durchsetzt von Macht- und Deutungskämpfen, die sich als edle Politik tarnten und Neuanfänge ausbremsten. Diese Phase wäre aus verschiedenen Perspektiven kritisch zu beleuchten! Fallstricke beim Nacherzählen und falsche Fährten des Nachforschens schleichen sich ein, auch Fiktionalisierungen. Trotz der Anstrengung, plausibel und nachvollziehbar zu berichten, distanziert, aber nicht blutleer, bleibt es beim Versuch. Alten Bildern und Deutungen sitzt man unweigerlich auf.*

- | | |
|---------------|--|
| 1. Start | Was erwarteten wir als wir starteten? |
| 2. Wirkungen | WGs als politische Katalysatoren - private Schleudergänge? |
| 3. Aus-/Umzug | WGs drifteten - wohin? |

zu 1. Start geben nicht alle Quellen Auskunft. Einige erinnern „gefühlte waghalsige Schritte“.
zu 2. Wirkungen - ausführliche Berichte, Schilderungen konvergieren.
zu 3. Aus-/Umzug - lapidare, lustlose Kommentare: „Ende gut, alles gut“, „Alles ist gesagt!“

Auswertung - Das Material wird themenzentriert ausgewertet und interpretiert. Schwierig ist, dass meine eigenen Erinnerungen die Perspektivwechsel erschweren.

0.2 Thesen - WGs lösten nie ein, was hehre Konzepte postulierten. Sie motivierten aber alle Beteiligten, sich mit zentralen Zielen zu befassen: Was bedeutet „solidarisch, kollektiv, egalitär, politisch, engagiert“ für uns im Alltag, in der Politik? Die Verständigung darüber diente der Selbstvergewisserung. Sie ermutigte dazu, das Experiment zu wagen.

WGs vermittelten zwischen den Ebenen von Verein und Mitgliedschaft. Sie bündelten vereinzelte Positionen und Personen, aktivierten sie für politische Aktionen und qualifizierten sie. In der Auflösungsphase des SDS spielten sie eine stabilisierende Rolle in politischen Richtungsstreiten: Niemand war allein mit sich, alle grübelten.

0.3 Methodisches - Erfahrungen generieren Erinnerungen, Bilder und Bedeutungen, Be- und Zuschreibungen. Ihr Stoff ist Überliefertes und Erlebtes. Sie kreisen um Konstruktionen von vormals, damals, gestern und heute. Sie verschieben sich und neigen dazu, bei Mythen anzudocken, Narrative zu entfalten und in Prosa abzugleiten. Angesichts dessen ist es absurd, Wahres konstatieren zu wollen. Dem können wir uns nur annähern mit Daten und Fakten, die glaubwürdig und überprüfbar sind. Daran müssen sich Schilderungen und Einschätzungen, vor allem Selbstfiktionalisierungen, abschleifen.²

Rekonstruktionen zu 1968

können hehre Ziele und Absichten aufrufen. Sie sollten kritische Stimmen würdigen, die sich früh gegen Mythen und Legenden richteten. Aus der Distanz von einem halben Jahrhundert ist das reichhaltig befabelte 1968 verhangen, nicht mehr unschuldig. Damalige Haltungen zu Abenteuern, Alternativen und Ansprüchen ans Anderssein, an Umbruch und Umwälzung, Innovation, Rebellion und mehr mögen uns heute fremd, verspielt, ver-rückt vorkommen. Ob wir alle „Errungenschaften“ selbst schafften oder der Zufall uns half, ist nachrangig angesichts der nachhaltigen Wirkungen, die das rebellischen 1968 erzeugte:

Sehr viele Menschen, die sich 1968 politisch „infizierten“ sind seither massiv sensibilisiert und bereit, aktiv gegen Unrecht und Ungerechtigkeit zu streiten. Sie sind nie allein.

² Plausibilität beim Begründen hilft, nicht ins schlichte Behaupten wider besseres Wissen abzugleiten. Wir sind auf Argumente angewiesen, die Kritik aushalten und sich in der Kultur des Abwägens üben. Die Positionen abgleicht und fair entscheidet, nicht intuitiv, nicht voluntaristisch, sondern an nachvollziehbar glaubwürdigen Belegen. - Die Konstruktion von Helden, Siegen oder Verdiensten passt in Nachrufe, nicht in diese Retro-Recherche.

1. Vorerfahrung – Leben und Wohnen in Gemeinschaft³

Frühere unmittelbare Erfahrungen von Lebens- und Wohnformen sind jenseits aller Psychologisierungen ein realer Rahmen für unsere Haltungen und Verhaltensweisen. Er hat Bestand, ohne fixiert zu sein. Das gilt auch für unmittelbares und mittelbares Erfahren von Vertrauen und Skepsis, von Konflikt, Gewalt, Liebe, Sexualität, Beziehung, Politik: Was haben wir als Kinder und Jugendliche erlebt und begriffen? Wir zogen in WGs und waren bepackt mit allerlei verbeulten Erfahrungen, die wir hinter uns lassen wollten.

Gemeinschaftliches Leben und Wohnen kannten wir. Das herkömmliche Arbeiten und Leben „unter einem Dach“ war Standard bei Handwerkern/Händlern/Kaufleuten/Landwirten bis in die 1960er Jahre. Pastoren, Ärzte, Lehrer lebten mit großen Familien in geräumigen Häusern. Noch heute gibt es diese kulturell gewachsene, bewährte Lebensform bei Zugewanderten wie Einheimischen auf dem Land, auch im Großbürgertum! Sie gilt als ökonomische und soziale Ressource, die vor Verarmung, Isolation, Vereinzelung schützt.

Großeltern (*1900) waren autoritär-gebieterische Vertreter dieser Wohnform. Alles Moderne wurde als drohende Auflösung von verbindlichen Tugenden attackiert. Lebenslang verteidigten sie ihre guten alten **Traditionen**, beschworen Pflichten und Vorteile, fest zueinander zu stehen. Die Kriegswirren bestärkten sie. Trotz der Zwigigkeiten zwischen Alt&Jung hielten sie „den Laden“ beieinander. Er bot ökonomische Vorteile, soziale Sicherheit, emotionale „Geborgenheit“. Eine Art Zwangsgemeinschaft mit normativer Kraft, die alle in Abhängigkeit hielt, die Schutz bot und ihren Nutzen daraus zog.

Eltern (*1920) erlebten in den 1930ern eine Jugend, in der das enge Zusammenhocken der Generationen heftig in die Kritik geriet. Nazis schürten und nutzten den Freiheitsdrang. Besonders für Frauen war die engmaschige soziale Kontrolle der Sippe unerträglich. Zwänge und häusliche Überbelastungen der Mütter drohte den Töchtern als künftiges Schicksal. Sie mussten schon als Kinder im Haushalt helfen, Brüder ließen sich bedienen. Dem Gebot, die Mutter gefälligst nicht allein zu lassen, konnten selbst wir uns als Mädchen bis in die 60er Jahre hinein kaum entziehen. – Spontane Solidarisierungen unter Frauen folgen aus dieser Erfahrung.

Großfamilien auf dem Land und in der Kleinstadt mit engen sozialen Kontakten in der Nachbarschaft sammelten sich drei bis vier Mal täglich am Esstisch: lückenlose Kontrolle war gewährleistet! Eingeherrate mussten klaglos Belastungen ertragen inklusive der Entwürdigung und Zurechtweisung durch die Hausfrau/Schwiegermutter, die das Sagen hatte und nicht zimperlich war, auch drohte und zuschlug. Sie verteidigte ihren Machtbereich als „Nährerin vons Ganzen“, die alle umsorgte, „warm, sauber, satt“ hielt und keine Konkurrenz duldete: „Das wird hier so gemacht und nicht anders!“ – Erst später hörte man von Dramen unter den Damen. Eine Exit-Option existierte nicht. Suizid&Versuche verschwiegen man. Mütter mit vielen Kindern litten still vor sich hin. Das warnte Töchter. Und bestärkte sie: **So wollen wir nie leben!**

Kriegsbedingt fehlte es lange an günstigem Wohnraum. Separieren konnte man sich erst mit dem Luxus von mehreren Räumen und Heizmaterial. Man war nie wirklich allein, - günstig für Kinder und Alte. Aber es war eng mit all den Verwandten, verwitweten Tanten, Omas und Waisen in großen Häusern, die kalt und muffig, düster, deprimierend waren. Unsere Kindheiten

³ Michael Haneke's Film „DAS WEISSE BAND“, 2008, avancierte zum Kultfilm. Der subversiv-gewalttätige Strom des Zerfalls in der Welt und Zeit unserer Großeltern vor 1914 erschüttert und erschreckt: Was hat unsere Elterngeneration, was haben wir als 1968er von den Vorfahren übernommen? Was geben wir weiter? Gewalt als Politik mit anderen Mitteln?

in den 1950ern waren tragisch verwickelt ins schwere Schicksal der Alten, - unabänderlich, ohne Licht. Traurigen Erzählungen hörten wir als Kinder zu.

Meine „besten Freundinnen“ in benachbarten Bauernhöfen besuchte ich täglich. Dort konnte ich nah bei den Tieren im Stall sein und helfen. Alle hatten in Haus und Garten, Waschküche, Hof, Geschäft oder Betrieb zu tun, wurschtelten meist lustlos und wenig effektiv vor sich hin. Am großen Mittagstisch saßen&äßten, schmatzten&fratzten sie schweigend. Das sah friedlich und gemütlich aus. Ich saß gequetscht zwischen 15 Personen und ihrem dunkel-dräuenden gegenseitigen Belauern und Sticheln, - trotz Tischgebet und Kinderlachen. Man fügte sich. Ergeben. Wunschlos. Unglücklich. Unerträglich. Unausweichlich.

Mein Vater verbot mir urplötzlich, in die Ställe zu den Tieren zu gehen, befragte mich „komisch“. Ich begriff nichts, legte aus Verzweiflung und Protest Feuer, leugnete, log und schlich heimlich zu den Tieren. Als die beste Freundin mit 16 Jahren schwanger war, erfuhr ich: Er hatte ältere Jungs mit Mädchen auf dem Heuboden erwischt.

2. Zeitgeister

Zur Einstimmung in das Fremdbild zu Kommunen bietet sich ein Potpourri an: Antwortschnitzel, gespiegelt im SPIEGEL 1970. Die Folie von Vorurteilen bestimmte unsere Alltagskommunikation. Man belauerte uns neugierig. Wir sollten uns erklären, bekennen, abgrenzen, rechtfertigen.⁴

„**Was eine Kommune ist?**“ „Das sind welche, die Hasch nehmen, Gruppensex machen und faul sind wie die Stinktiere - Mehrere Leute machen alles zusammen. Eine Gruppe Jugendlicher, die sich mit ihren Eltern nicht verstehen und mit Gleichaltrigen zusammenleben. Alle halten zusammen, jeder kommt für den anderen auf, eine große Familie, die gegen das Spießbürgertum demonstriert, zum Beispiel durch lange Haare.“

„**Frauen gehören allen**, keiner darf eine für sich behalten. Auch wenn sie ihm gut gefällt, muß er sie anderen auch mal lassen. Das würde mir stinken mit so einem Wandpokal. - Große Familien, die gegen das Spießbürgertum demonstrieren, zum Beispiel durch lange Haare, - Männer und Frauen gleichen Alters und gleicher Weltanschauung, - Die regeln und erleben alles gemeinsam wie in einer Ehe, nur eben mit mehreren. - Vielleicht lieben sie sich oder nicht und sind sich nicht treu. - Am meisten können einem die Kinder leidtun. Aber die meisten nehmen ja die Pille. - So eine Art Gruppensex? Große Mengen Leute. Hasch. Faul. - Allen gehört alles, verwirklicht eigentlich den Sozialismus. - Mein Vater würde mich rausholen und versohlen. - Sinnloser Versuch, in unserer beschissenen Gesellschaft Freiheit zu erlangen, ohne den Kampf gegen die Gesellschaft aufnehmen zu müssen.“

„**Studentenkommunen**, die dabei noch studieren und etwas aus ihrem Tag machen. Dann gibt es solche mit Gruppensex. Ich kenne von jeder Art eine. Wichtig ist jedenfalls, daß die Leute eine einheitliche Grundlage haben. - Großfamilie. Jeder hat mit jeder Geschlechtsverkehr, wie es einem gerade einfällt. Klub von jungen Leuten, Gammlern und so. Man macht alles zusammen und schläft durcheinander. Männer und Frauen etwa gleichen Alters und gleicher Weltanschauung leben zusammen, sie regeln und erleben alles gemeinsam, wie bei einer Ehe, nur eben mit mehreren. Große Menge Leute, lieben kreuz und quer. - ... freiheitsliebende Menschen, selbstverständlicher Verzicht auf Eigentum, im sexuellen Bereich nach dem Lustprinzip, nicht unbedingt mit einem Partner, aber auch nicht unbedingt mit allen. Wer gerade Geld hat, bezahlt. Man versteht sich gut, so daß jede mit jedem schläft und allen alles gehört. Wohngemeinschaft zu mehreren. Das lehne ich ab. Ich bin schon für Freiheit, aber das ist mir zu viel. Da schläft jede mit jedem, und die politischen Ansichten sind mir auch unangenehm. Ich möchte schon wissen, wer der Vater von meinem Kind ist.“

3. WGs um 1968 – Empirische Skizzen – Teil 2

ANHANG

⁴ JEDE MIT JEDEM UND ALLES FÜR ALLE - „Was eine Kommune ist“, beschreiben 600 Schüler und Schülerinnen von Haupt-, Real- und Oberschulen sowie Lehrlinge, die im Auftrag des Hamburger Instituts für Sexualforschung nach ihrem eigenen Sexualverhalten und den Vorstellungen über Partnerschaft vor, in und neben der Ehe befragt wurden. Eine große empirische Studie, 1970 durchgeführt; 1971 veröffentlicht. <https://www.spiegel.de/spiegel/print/d-43732431.html> - 1971

4. WG-Formate: Hausgemeinschaft – Wohngemeinschaft - Kommune

Ab Mitte der 1960er Jahre stieg die Anzahl der Studierenden an der Hamburger Universität deutlich an. Gegen die Wohnungsnot planten **ASTA und Studentenwerk** mit Hausbesitzern, leerstehende Häuser und Villen befristet zu nutzen. Die Unkostenmiete war für Studierende günstig bemessen. Die Verträge waren beidseitig kurzfristig kündbar. Wir wechselten oft und gerne unser Quartier. Die Eigner wollten kündigen können, wenn sie die Abriss- oder Baugenehmigung erhielten.

4.1 ASTA – Wohnraumbeschaffung

Der Deal versorgte Studierende mit preiswerten und zumeist großartigen, großbürgerlichen Wohnungen und Häusern. Sie bildeten zunächst lose verbindliche **Hausgemeinschaften**. Einige kannten sich aus Schulzeiten; andere vom Studium. Bis 1970 funktionierte dieses Modell der Wohnraumbeschaffung reibungslos. Lief ein Mietvertrag aus, bot das Studentenwerk Ersatz.

Das klappte reibungslos. Bis sich Bewohner, (zB Kunhardt-, Hafen-, Hayn-, Eckhoffstraße), mit Hausbesetzungen oder Blockaden, Mieterinitiativen und Prozessen gegen den Auszug und die Räumung wehrten. Sie hatten oft kurzfristig Erfolg. Einige sogar dauerhaft wie später das große Haus, die Hayn-/Hegestraße. Alle kannten und bewunderten es. Nach 50 Jahren steht es kompakt und kolossal da wie eine Trutzburg. Sie wurde mit geschickten Verträgen und Verhandlungen zur Heimat für WGs, Kommunen, Hausgemeinschaften in bester Wohnlage.

Wenige waren damals so mutig, sich lebenslang auf ein derart großes finanzielles Wagnis einzulassen. Im Jungfrauenthal entstand auch eine Hausgemeinschaft mit sechs Familien von APO-SDS'lern, die bis heute dort leben. Von alten WGs mit langjährigen BewohnerInnen berichten die Lokalzeitungen häufiger.

Vermieter als Gebieter, die wir von „Studentenbuden“ kannten, gab es in diesen Häusern nicht. Das war ein immenser Vorteil und existentiell: Wir wollten uns weder den Eltern, noch zänkischen Offizierswitwen unterordnen. Viele von uns hatten solche Zimmerwirtinnen erlebt. Wie in alten Kinofilmen hockten sie einsam mit Windhunden und guten Pensionen in großen Wohnungen mit dunklen Möbeln und düstersten Prognosen über den Untergang der Kultur, warteten auf ihre verschollenen Männer, beklagten den verlorenen Krieg, die Niederlage des Vaterlands, den Verlust von Heimat, Elite, Adel und Kultur und drängten uns ihre Moralvorstellungen auf: Männerbesuch nur mit **Trauschein!**

Hausgemeinschaften waren eine begehrte Wohnform, weil sie soziale Kontakte in günstigen und guten Wohnungen boten. Sie bildeten Zweckgemeinschaften. Selbstorganisation war angesagt. Im Alltag rieben sich Ansprüche und Präferenzen. Verbindlichkeiten verschoben sich und mussten laufend austariert werden. Die großartigen Treppen, Etagenflure und hohen Fenster verdreckten. Einige mahnten notorisch das Putzen an, lehnten aber jede Fremdhilfe als „Sklavenarbeit“ ab. Andere übersahen den Staub; sie hielten sich überwiegend in der Uni, bei Vollversammlungen, Demos, in AGs und Bibliotheken auf. Die spontan gebildeten Hausgemeinschaften waren heterogen besetzt und allzu unverbindlich für politisch Engagierte. Wir versuchten, mit Gleichgesinnten zusammen zu ziehen.

WGs wurden populär, aber man beäugte sie skeptisch. Wichtig war für uns, gemeinsam zu leben, aber Einzelinteressen zu achten. Antiautoritär hieß, eigenmächtig, offen, selbsttätig und kreativ zu sein! Der individuelle Freiheitsanspruch rieb sich an gesellschaftspolitischen Zielen.

Die Frage nach dem eigentlichen Sinn, den wir dem gemeinsamen Leben geben wollten, rummte. Selbstverwirklichung stieß an Grenzen. Dauernd rangen wir um den von allen geteilten Sinn, der Zusammenhalt stiften konnte.

Unruhestiftung stiftete Sinn. Öffentliche Reaktionen von Gegnern einten uns. Wenn inhaltliche Kritiken und Gegenreden in Uni-Seminaren als Störung abgetan wurden, blieben wir beharrlich. Pauschale Abwehr und Verärgerung festigten unsere Reihen. Kritische Seminarteilnehmer solidarisierten sich und stärkten uns den Rücken. Sie hatten zwar mit dem SDS wenig zu tun, waren aber neugierig, interessierten sich für unsere Positionen und das gemeinschaftliche Leben und Wohnen.

4.2 Startphase – Erwartungen

Fragen zum Start und Motiv für den WG-Ersteinzug beantworteten Ehemalige heute nahezu unisono: „Wir wollten anders leben, gemeinsam, vielleicht auch kollektiv“. Die ersten WG-Erinnerungen waren lebhaft. Überall hätten sie ihren Umzug in eine WG rechtfertigen müssen. Das habe den Schritt attraktiv gemacht: „Wir waren Feuer und Flamme für diese Alternative.“ Oder: „Wir wollten im Kollektiv leben.“ Das Ideal war nicht die Kommune I in Berlin, „SexPol war eine mögliche Variante, nicht unsere.“ „Wir wollten mehr. Suchten politische Wege. Gingen ins Kollektiv!“ Oder: „Wir wussten nicht genau, was uns erwartet, waren neugierig und zuversichtlich!“ Aber auch: „Anstrengend, unübersichtlich. Hätte ich mir besser erspart!“ Viele beschreiben ihre Skepsis, die wegen der unsicheren Perspektiven aufkam. Aber sie ergriffen optimistisch die Chance, das Neue auszuprobieren. Es blieb ja die Ausstiegsoption.

Die Gespräche kreisen um Bedingungen für das Gelingen

WG-Wellen - Sie rollten ab 1967 auf uns zu. In WGs zu wohnen, wurde zur Norm für alle, die langfristige gesellschaftliche Veränderungen forderten. Die würden nur durch entschiedene Gruppen vorangetrieben, so die Erwartung. Sie bildeten sich in WGs, möglichst unter SDS-Mitgliedern. Dazu wollten alle gehören, um aktiv anzupacken.

WG-Motive - Warum waren wir schnell bereit, WGs zu gründen? Erinnert wird, dass wir intensiv und lange nach Wohnungen suchten. In allen Gruppen, die WGs planten, gab es Zögernde. Unmittelbar vor dem Umzug auch Rückzieher. Andere gaben sich trotz Bedenken einen Ruck. Eltern mit kleinen Kindern hatten Vorbehalte. Sie hätte „ihre Hacken damals tief in den Asphalt gebohrt“, um sich und ihren beiden kleinen Kindern das wüste Experiment zu ersparen, so eine Mutter heute. Ihr Nachwuchs, inzwischen Mitte 50, hat den Papa in WGs besucht und das traute Zuhause bei Mama geschätzt.

Vorbehalte – Es gab sie zuhauf. Wir überwandern sie teils tapfer, teils tollkühn, stürzten ins Neuland, folgten dem verführerischen Sog, der kleinen radikalen Minderheit anzugehören und „besonders“ zu leben, zu arbeiten und politisch zu wirken. Es ging um das „gemeinsame Dritte“. Uns verbanden Erwartungen an Solidarität und Freundschaft, Nähe, Vertrauen. Sie würden die Bewältigung von Studium, politischer Bildung und Aktion erleichtern. Dass wir gemeinsam Veränderungen anschieben und voranbringen würden, stand für uns fest. Dafür gaben einige behagliche Buden und Bleiben auf.

Alternativen - WGs kopierten spontan Muster der Herkunftsfamilien, meinen einige: Wir experimentierten mit einer Haushaltskasse für alle und alles, stellten verbindliche Regeln fürs Einkaufen, Kochen, Putzen, Waschen auf und vertrauten darauf, dass alle im Interesse aller mithalfen. Zwischen Wohnküche und Bücherwand sollte Zeit sein fürs Lesen, Diskutieren, Planen politischer Aktionen, für ambitionierte Bildungsarbeit und Geselligkeit. Dass diese hehren Ziele bald an Grenzen stießen, ertrugen wir nur schwer, organisierten die Belange neu und probierten, sie besser auszubalancieren. Mit der Zeit gaben viele WGs das alltägliche Gestampel auf und lebten mit allerlei Unzulänglichkeiten. Das politische Engagement war uns wichtiger und kostete viel Kraft.

Gruppenbildung – Sind **homogene** Gruppen langweilig und bunt **gemischte** interessanter? Später zeigte sich, dass Reibungsflächen umso geringer waren, je mehr Interessen übereinstimmten. Je länger wir uns kannten, desto stärker vertrauten wir uns und wussten, dass wir uns von anderen besser trennen sollten. Auf die Auswahl von neuen MitbewohnerInnen nahmen wir wenig Einfluss. Wenn die politische Einstellung „stimmte“ und die Teilnahme an Aktionen rege und zuverlässig war, gaben alle ihr Okay. Wo Alter, Status, Studienfach, Region, Herkunft, Ausbildung „passten“ bot sich ein intensiverer Austausch. Aber Unterschiede würden bereichernd sein? Der moralische Anspruch war, offen für Fremde/s zu bleiben.

Studienfach - WGs mit Studierenden aus dem gleichen Fach boten große Vorteile. Das zeigte sich bald deutlich. Sowohl hochschulpolitische Fragen als auch übergreifende Projekte ließen sich besser bearbeiten. WGs mit dem Schwerpunkt in einem Fach wie Medizin, Germanistik, Psychologie, Jura, Physik & Mathematik waren den WGs mit Fächermix überlegen, weil sie schneller und konzentrierter arbeiteten und über Studienklippen halfen.

Spontaneität - WGs waren keine Ruhepole, sondern immer in Bewegung als Infobörsen und Knotenpunkte, in denen SDS-Pläne schnell bekannt, diskutiert und angepackt wurden. Polit-News aus der Uni, aus Stadt und Land, aktuelle politische Aktionen, vor allem in Berlin, machten rasant die Runde. WGs hielten untereinander engen Kontakt. Arbeitskreise tagten mal hier, mal dort. Besuche, Essensrunden und Feten gab es immer irgendwo. Ein Schneeballsystem sorgte dafür, dass man bei Bedarf zügig informiert und aufgerufen wurde, – telefonisch oder durch Spontanbesuche. Die Abhörangst ging um.

Ordnung - Aufräumen galt in WGs als spießig, Chaos als widerständig, progressiv. Das war ein Mitbringsel des Protestierens gegen die eigene Kleinfamilie, die das **Spießertum** verkörperte: sauber, reinlich, ordentlich, pünktlich, verbindlich strukturiert mit drei Mahlzeiten, frühem Aufstehen, Nachtruhe etc. Lauter Attitüden, die mit Sofakissen und Kaffeeklatsch, Regelungswut und Folgsamkeit, Anpassung und Unterordnung assoziiert wurden. Sie provozierten uns. Wir nutzten Küchen als Wohnzimmer. In manchen Badewannen türmte sich gebrauchtes Geschirr zum Einweichen. Der Großabwasch wurde zum Event. - 2020 machen manche (Männer)WGs das ebenso.

Tabubrüche – Es gehörte zum Spaßprogramm, frech und provozierend auf Gegner zu reagieren und alles in Frage zu stellen: bluffen und verbluffen! Der Spaß steckte an. Er hatte seinen Preis, wenn eigene Tabus tangiert wurden: Verhasste Normen schleppten wir als früh erlernte Grundmuster mit und bemerkten sie erst, als Vertrauen, Loyalität und Treue bröckelten. Dann kamen tiefe Zweifel und Verunsicherungen auf. Wenn wir zuvor tradierte Haltungen kritisiert, zerredet oder verunglimpft hatten, waren wir stolz. Die Grenzen zwischen „Mein&Dein“ sollten großzügig verschoben werden: Keine eigenen Ansprüche auf Sachen und Personen? Alle waren sich einig, dass Abgrenzungen inhaltlich neu und politisch zu definieren seien. Aber was bedeutete das im Alltag?

Alle Türen stehen allen offen - Keine Gardinen vor den Fenstern! Solche Gebote waren populär. WG-Räume sollten grundsätzlich für alle einsehbar, begehbar, verfügbar sein. Zimmertüren wurden ausgehängt, zeitweise auch die Türen von Bad und Toilette. Das tangierte Schamgrenzen. Oder aktivierte Berührungängste: Ein Kreidestrich markierte in einem WG-Zimmer lange die hermetische Trennung in Theorie links und Praxis rechts. Selten oberskurtil, fanden wir. Ein erbitterter Machtkampf begann.

Bücher, Kleidung, Platten – Sie fehlten oder blieben unauffindbar, was toleriert wurde. Sobald es aber um Geld ging, sperrten einige ihre Räume nicht nur zu, sondern ab oder besorgte gar Vorhängeschlösser. Der Anspruch blieb: keine Grenzen zwischen Mein&Dein! Tatsächlich wurden sie fließend. Besitzansprüche waren verpönt. Man arrangierte sich mit Verlusten, suchte

lange, fand oder vergaß, was fehlte. – Beim Auszug waren alle Türen wieder einzuhängen. Aber wo waren sie geblieben? Im Keller, auf dem Dachboden, an der Straße, im Kamin?

Der SDS-Keller im VMP – Ein zentraler lebhafter Treff, - alle Tage war was los, aber samstags war es voll von Leuten, die beim **Jour Fixe** zuhören und mitdiskutieren wollten. WGs hatten ihren Auftritt und brachten ihre Vorschläge ein. Ritualisiert gab es einleitend einen Vortrag zur politischen Lage der Welt und vor Ort, an der Uni und in Betrieben. Der Referent redete viel und zu lange, strapazierte die Versammelten, die das Schauspiel nur zum Anwärmen nutzten, ungeduldig auf die Diskussion wartend, die kontrovers, lehrreich, spannend war: ergebnisorientiertes Ringen um geeignete Ziele und Aktionen. Das war regelmäßig ein Event mit neuen Fragen und spannenden Anregungen, insbesondere für WGs !

WGs beteiligten sich - Besprochen und beschlossen wurde im KELLER alles, was 1967/68/69 an Demonstrationen, Kundgebungen, Sit-ins, Go-ins, Besetzungen, Mahnwachen, Versammlungen im Auditorium Maximum und auf dem Campus oder in der Stadt stattfand. WGs übernahmen arbeitsteilig Aufgaben der Vorbereitung und Umsetzung; sie spielten auch für die Durchsetzung von Vorschlägen im Jour Fixe eine wichtige Rolle. Es gab Absprachen vor Abstimmungen. Das Jour Fixe ersetzte die halbjährliche Mitgliederversammlung des SDS. Die Basis entschied jetzt wöchentlich mit Mehrheit und reagierte teilweise allzu spontan und impulsiv: Es gab kein Reglement; so fanden ordnende Vorabsprachen statt, die häufig eine erneute Beratung und Entscheidung erforderten.

Unser legendärer Keller, ein dunkles, feucht-muffiges, verrauchtes Gewölbe, erlebte 1968 seine Hoch-Zeit: kontinuierliche anstrengende, spontane Aktionen und politische Proteste waren so zu platzieren, dass sie Erfolg hatten. Er bildete das Zentrum unserer politischen Vergemeinschaftung und war bald zu klein für mehr als 100 Leute, die samstags kamen. Der höhlenartige Raum für große Runden bot seitlich eine Nische für die „Werkstatt“, in der alles organisiert wurde: Flugblätter-Druck, Organisation und Verteilung in Mensa, Fachgebieten und Campus, Wandzeitungen, Druck von Statements etc. Alles, was für die Kommunikation mit SDS-Gruppen in anderen Städten, Flugblättern und Texten gebraucht wurde, befand sich oberhalb des Kellers in einem eigenen Büro mit einer provisorischen Wohnung für Gäste. **Dietmar Schmidt** regelte im Keller wie im Büro alles; Michael Deter half; sie holten sich Verstärkung.

Ein Brandanschlag auf den Keller – Er zwang uns 1969, die geliebte Lokalität zu verlassen. Sie hatte keinen Fluchtweg. Die hohen schmalen Kellerfenster wie die enge Zugangstreppe wären im Qualm eine Falle für alle. Wir waren froh, dass der Brand nachts gelegt wurde, behielten den Keller als Lagerraum und zogen mit dem Jour Fixe herum:

- In die große Etage der WG in der ESG (Evangelische Studentengemeinde) am Grindel,
- in die alte Villa des RC (Republikanischer Club) am Rothenbaum.
- Später tagten wir mit kleineren Arbeitsgruppen in der Uni.
- Zentrale Treffs fanden in der Hochallee, Annenstraße, Schlüterstraße u.v.a. statt.

Kollektiv – **blieb eine Art Zauberwort in WGs** – Es wurde intern positiv überhöht, extern negativ aufgeladen, überall inflationär benutzt. Zwischen den Polen versuchten wir, uns zu verorten. Es gab endlose Debatten, Leserunden, Abgrenzungen gegen die negative Konnotation des Kollektivbegriffs, der aus der DDR rüberschwappte. Kollektiv bedeutete für uns mehr als

„gemeinsam“. Es brauchte Ziele, nicht nur partikuläre. Politische Ziele. Wer definierte sie? – Uns half, dass wir Großfamilien kannten. Wir übersetzten vertrauensvoll den Begriffs „kollektiv“ in unsere Alltagspraxis: politische Ziele gemeinsam bestimmen und umsetzen.

Waren Elend und Existenznot der Eltern nicht auch in diesem Sinne bewältigt worden? - Wir wollten das Kollektive selbstredend inhaltlich anders ausrichten. Kollektive Produktivität sollte gesellschaftspolitische Umwälzungen anschieben. Ohne Patriarchen, die die Ansagen machen: Wir wollten auf gleicher Augenhöhe kommunizieren und handeln! Wir redeten uns gut zu, versicherten uns gegenseitig: „Das erledigen wir kollektiv.“ Der Begriff war Schlagwort und Projekt zugleich! Über Macht dachten wir wenig nach: Alle sollten gleich, gleichwertig dabei sein. „Über Nacht“ setzten sich dennoch einige Ansager durch, - zunächst kaum bemerkbar.

Soviel zu Dreh- und Angelpunkten in Gesprächen über frühe WG-Erwartungen, - ohne in die Details der Geschichten, Anekdoten, Dramen und Konflikte einzutauchen.

4.3 Alltag – politisch, kollektiv, solidarisch

Schilderungen zur „durchschlagenden“ Wirkung von WGs auf das eigene Leben und politische Engagement dominierten in allen Gesprächen. WGs hatten Einfluss, verdichteten alles Erlebte und ordneten es moralisch-politisch ein, wenn zuhause vor-/nachher darüber kommuniziert wurde. Alle Themen über Liebe, Paare, Brüche, Krisen, besonders gern „über die Probleme der anderen“ wurden diskutiert. Oft nur oberflächliches, gleichgültiges Gerede, im tiefenst-besorgten Habitus auf schmaler Wissensbasis. „Bald lernten wir, dass Küchenpsychologie viel Unheil anrichten kann.“ Man ließ die Finger davon und las sich „bei einschlägigen Klassikern“ ein.

4.31 Schwerpunkte

Theoriearbeit - Im Vordergrund stand das Interesse an theoretischer Bildung, Politik, intensiven Diskussions- und Lernprozessen. Zuvor war die einsam-vereinzelte Lektüre für Seminare an Grenzen gestoßen. Fragen wurden selten gestellt. Wir betrieben eine quasi autodidaktische Aneignung von schwierigen Klassikertexten. Nun bauten wir darauf, uns gegenseitig weiter zu helfen. Das galt auch für die Studienplanung. Dass man „... sich jederzeit beratschlagen konnte und auf dem Laufenden blieb über alles, was an der Uni lief, war der riesengroße Vorteil.“

Vertiefungen – Aktuelle Debatten setzten sich im kleineren Kreis am WG-Tisch fort. Wer am Jour Fixe im Keller dabei war, trug die Beschlüsse, Kontroversen und offenen Fragen nach Hause. Dort entwickelte sich spontan eine je eigene Dynamik und Kompetenz, praktisch wie konzeptionell. WGs wuchsen zusammen, waren Treiber des internen Zusammenhalts. Trotz fluktuierender Zugehörigkeiten festigten sich politisch motivierte Bindungen. Lösten WGs sich auf, entstanden neue. Der Rahmen eines mehr oder weniger klar konturierten politischen Einverständnisses blieb.

Solidarität – Sie sicherte nach innen ab und schloss nach außen demonstrativ die Reihen. Sie sorgte spontan und ungeregelt für den Anschluss von neuen Leuten. Waren sie beharrlich anwesend, nahm man sie auf, manche wurden verprellt – **Dietmar Schmidt** war ein geschickter und gütiger Vermittler, „Türsteher“, Gastgeber, Chef des Hauses, Keller und WG im VMP, der die Neuen gerne einwies und streng abprüfte.

Verdichtungen - WGs boten Raum für eine eng geführte Kommunikation, intensive Verständigung, Verbindlichkeitsangebote. Sie waren Orte gegenseitigen Vertrauens. Hier durften alle

Fragen gestellt, alle Kritik und Missverständnisse geäußert werden. WGs fungierten wie Mikrokosmen der Integration. Sie verfügten kraft kollektiver Strukturen über „Werkzeuge“ für die Bewältigung schwieriger Lebenspassagen. Für alle stand viel auf der Agenda: Es musste studiert, politisiert, gejobbt, gereist, gefeiert, geurlaubt werden, auch die Herkunftsfamilie erwartete Besuche oder kam, sah sich um und zahlte weiter. So schlecht wie befürchtet, fanden sie die WG nicht.

Skepsis – Sie grundierte unsere Einschätzungen der politischen Gesamtlage, durchzog alle Bereiche, auch unsere Berufsperspektiven. Sie erschwerte die Bewältigung der zeitgleich auftretenden Anforderungen. An manchen WG-Türen klebten dicht gedrängte Zeit- und Arbeitspläne, die auswiesen, wer sich wo aktuell aufhielt, welche Prioritäten Vorrang hatten, wann „das Kapital“, Studium und der Job anstanden. Liebe und Beziehung? Ergaben sich oder blieben auf der Strecke. Hausarbeit? Fand irgendwann zwischen „hungrig und satt“ statt. Pragmatisch packten wir im dichten Alltag an, mutig und zuversichtlich. Die großen Ziele ließen die klein-kleinen Anliegen hinter sich.

4.32 Bruchlinien

Verbindlichkeit - Dass man sich in der WG absprechen musste, um gemeinsame Ziele zu definieren, zu strukturieren, zu planen und laufend anzupassen, war auf Dauer nicht konsentierbar. Für die einen steckte darin zu viel Regelwerk, zu wenig Lustprinzip. Das ähnele dem Umgang in der Herkunftsfamilie, die man bewusst hinter sich gelassen habe. Solche Lustorientierung war anderen zu unverbindlich, weil Zeit und wichtige Termine verstrichen, Hausarbeit liegenblieb, Einkäufe unregelmäßig erfolgten. Die ärgerliche Arbeitsaufteilung entlang der Geschlechter setzte sich hinterrücks durch. Es gab lästige Querelen über Standards der Ordnung, Sauberkeit und „Gemütlichkeit“. Wo sie sich häuften, kamen nachhaltige Verstimmungen auf. Gab es kluge „Zwischenwege“, die beide Pole in sich aufhoben? Den berühmten Mittelweg zwischen Gefahr und Not, der den Tod bringt, kam nicht in Frage. Simple Strickmuster lehnten wir ab. Aber wie ließen sich solche Dissonanzen auflösen?

Interessenlagen - Innerhalb der WGs verschoben sie sich wie die Lebensanforderungen. Wer berufstätig wurde oder sich vor Aufgaben wie Prüfungen, Examina, Referate gestellt sah, kam nicht klar mit häufigen Großparties, viel Besuch oder Dauergästen. Das ließ sich im Zweifel nur mit dem Umzug in andere WGs regeln. Irgendwo waren immer Zimmer frei; so entspannten und entmischten sich WGs beiläufig und ohne viel Aufhebens und Aufmerksamkeit. Nachfragen in den Gesprächen offenbarten jetzt, dass der Aus-/Umzug oft „unschön“, ärgerlich, verletzend war. Als die inhaltliche Arbeit sich in Fächer, Fachgebiete und dezentrale Basisgruppen verlagerte, die in WGs tagten, kam es vermehrt zu Streit, Spaltung, „Zellteilung“ und Lagern: Einige wollten Schulung und Bildung zentrieren, andere Selbstverwirklichung, freie Liebe, Drogen, offen ohne jeden Zwang.

Streitweisen - Im Verlauf solcher Dissonanzen flogen nicht nur Tassen. Es gab Versuche, das Aushandeln, produktive Auseinandersetzen und Verstehen von konträren Positionen auszuprobieren. Sie waren nur mühsam durchzusetzen. Studierende der Pädagogik und Jüngere(!) praktizierten sie zuerst. Wir anderen nutzten altbewährte Alltagsroutinen, um Streitereien zu begründen. Mal nutzten wir informelle Begegnungen im Haus, mal mieden wir uns, verabredete aber Spieleabende oder kochten gemeinsam für große Runden. Das half wie Humor oder die Diskussionen über Kritik, Kritik an der Kritik, Selbstkritik und andere Wege, sich auf die gemeinsame Basis zurück zu besinnen.

Offenheit – Sie überforderte uns im wörtlichen und übertragenen Sinn: Wer sich einigelte, redete nicht über persönliche Anliegen, Gefühle, Verletzungen. Empfund geöffnete Türen als Zumutung. Fühlte sich eingezwängt von dem Gewusel. Zog das Kämmerlein vor. Das ging nie lange gut. Wer zB tagsüber schlief und nachts arbeitete und den Kühlschrank leerte, Musik wummern ließ, erzeugte bald unerquickliche Reibereien. Sie führten selten zu tiefen Zerwürfnissen oder gar Feindseligkeiten. Wir trennten uns, trafen woanders wieder zusammen, teilten „große“ politische Ziele; das einte uns wie der gemeinsame Gegner. Man musste sich nicht lieben, aber respektieren, lernten wir. Alle, die sich engagierten und praktisch einsetzten, gehörten zum Kreis derer, die sich solidarisch aufeinander bezogen.

SexTabus – Die Enttabuisierung von Konzepten zu Liebe und Partnerschaft verursachte schlimme Rutschpartien in WGs. Es knallte. Beziehungen krachten. Frauen schämten sich, weil sie „betrogen“ wurden. Die meisten Paare hielten viel aus. Einige reparierten die Brüche mit dem alten Schwur von Liebe&Treue. Frauen waren überzeugt: „Das klappt nicht mehr!“

Frauen fühlten sich überfordert, probierten aber neue Vereinbarungen: „Optimale, nicht maximale Offenheit“ war eine Gangart, - ebenso akzeptabel wie bedrohlich. Sie bot Freiheitsgrade. Für beide. Dauerstress? Frauen bauten vor. Es gab passable Lösungen. Es war DAS Thema in den 1968er Jahren, - ein gemeinsames, das sich nicht einsam oder „privat“ lösen ließ.

Heute zeigt sich in den Gesprächen mit Frauen ein gewisser Stolz, die Klippen bewältigt zu haben. Niemand verschmähte Liebschaften auf Zeit, an der kurzen Leine oder „nebenbei“. Aber die Ausreisserei oder „Wandervögelei“ (Paetzoldt) wollte gemanagt werden. Das Schlimmste war, wenn Frauen zutiefst getroffen, beschämt und enttäuscht reagierten und wehrlos abwarteten. Die „üblen Verführerinnen“, denen ihre Männer zum Opfer fielen, verachten sie bis heute.

Letztlich wurden alle verinnerlichten Normen von Liebe und Treue mühsam durchgeknetet, relativiert, modifiziert, nur anfangs hartnäckig verteidigt. Es schmerzte, dass Treue als traditioneller Trödelkram galt und moralisch denunziert wurde. Die Praxis des „Bettenwechsels“ war für viele Paare desaströs. Männer hatten es leichter, Sex abzutrennen als flüchtige Liebesspiele von ernsten Treuebeziehungen. Wir Frauen saßen in der Patsche von Verhütung, drohender Schwangerschaft und Abtreibung. Einziger Trost war, dass wir uns früh unter Frauen über eine Krise verständigen konnten, die alle erwischte. „Was wir jetzt erleben, ist krasse Krise. Wir wissen aber, wie wir sie heil durchstehen.“ Es gibt heute unter uns Ehemaligen viele, die seither verpaart oder verheiratet sind und damals deftige Debakel durchstanden. Das setzte allen zu, auch später, als Frauen sich trauten, gab es endlose Debatten bis zum Ende der Affären.

4.4 Was bleibt?

Zweifel – Bei den meisten Ehemaligen überwiegen gute Erinnerungen an WG-Zeiten: „Mich hat die Politik nie wieder losgelassen.“ Sie möchten die Erfahrung nicht missen, auch nicht die Anstrengung, aus der sie lernten: „Ich wurde erwachsen, selbständig.“ Einige zweifeln heute daran, dass WGs gelingen können. Sie würden „niemals, nie wieder“ einziehen. Warum?

Rüde Umgangsformen trafen unerwartet und nachhaltig auf wehrlose, unerfahrene Bewohner. Erst in anderen WGs lernten sie, sich zu behaupten. Kritiken am WG-Dasein schwingen bei allen mehr oder weniger stark mit. Sie machen sich oft daran fest, dass propagierte Ziele verfehlt wurden. Auf „gleicher Augenhöhe“ zu kommunizieren, war ein Anspruch, „der ständig

durchbrochen wurde“. Hausgemachte Machtkämpfe gingen zu Lasten derer, die nicht laut wurden. „Kollektiv“ sei zu oft ein leeres Wort ohne verbindliche Struktur geblieben: „Die Enttäuschung war hart. Hätte ich nicht haben müssen.“ – Im Ergebnis könnte man folgern, dass es zwar einen politischen Konsens in WGs gab, die Erwartungen an den persönlichen Umgang aber sehr verschieden waren. Die Verständigung darüber und ein Abgleichen der gegenseitigen Ansprüche fand nicht oder selten und unvollständig statt. Dazu gehörte eine Sozialkompetenz, über die wir damals noch nicht verfügen konnten. – Heute scheuen wir die Anstrengung.

Anmaßungen – Einige setzten in WGs Ansprüche, die sie selbst nicht erfüllten. Wer dazugehören wollte und ihnen vertraute, wurde oft enttäuscht. Wer offen Kritik übte, wurde mit Tiraden verunsichert, auf sich selbst zurückgeworfen, umstandslos stigmatisiert und blieb allein mit Selbstzweifeln. Tatsächlich hatte er/sie viel Zeit und Kraft in gemeinsame Projekte gesteckt, - weit mehr als diejenigen, die rumnörgelten. Noch heute tragen sie das grollend nach und bezweifeln, dass sich „naturwüchsig“ gleichrangige Strukturen durchsetzen könnten. Regeln würden durchkreuzt von Potentaten, die sich aufspielen und über die Bande agieren würden. - Skepsis bis heute? Man zieht zwar eine positive WG-Bilanz für damals, würde aber heute kein WG-Projekt starten, weil „solche Leute“ überall mitmischen wollten.

Antiautoritäre Gemüter hatten es in WGs schwer, suchten Anerkennung bei Älteren und erlebten, dass die sich autoritär gebärdeten. Sie buhlten trotzdem um ihre Gunst. Durften tippen, kopieren, Bücher ausleihen etc. Das erwarteten ältere selbstredend von jungen Genossen und genossen es, ihnen was beizubringen. Zwei Ehemalige sagen, sie hätten sich viel zu spät abgehabelt, zu selten getraut, laut zu werden, wenn Stärkere sie rumkommandierten. Angst vor Demütigung machte stumm.

Wende-WGs: Nach wenigen Jahren gehörten viele dieser einst erklärten Antiautoritären zu den bestgeschulten Kommunarden, die Studierende anwarben, um sie zu Polit-Kadern zu formen. Sie besetzten Anleitungs-Leerstellen, die sich nach der Auflösung des SDS auftaten und versuchten, nach ML-Manier „die Führung zu übernehmen“. Ihre äußerst harten Konkurrenzkämpfe zerlegten die Masse der Bewegten, die nach Orientierungen suchten, in diverse Richtungen und Reste. Davon profitierten bestehende Organisationen und Verbände, Parteien und Gewerkschaften.

„Letzte Mohikaner“ bastelten sich sodann ihr eigenes Modell vom revolutionären Subjekt und zogen aus, um es in Betrieben oder Stadtteilen, diesseits oder jenseits der nationalen Grenzen aufzuspüren und wach zu küssen. Sie gewannen für einige Jahre eine verblüffend große Anhängerschaft, die sich auf extrem autoritäre hierarchische Binnenstrukturen einließ und viel Zeit, Kraft und Kohle in einen aufwändigen organisatorischen Apparat investierte: „Ein Haus ging drauf!“

Ein hoher Preis. Dafür stiegen sie in leitende Funktionen auf, durften andere anleiten und kontrollieren. Bedeutungsträchtig im Zenit der Organisation angekommen, umwoben vom speziellen Eros der Macht: Kuriose Kehrseiten von Antiautoritären zeigten sich, als sie hernach weitere Kehrtwenden vollzogen und ihren Status veredelten. Dazu wanderten sie durch WGs, die wegen ihrer hohen politischen Ansprüche als Kommunen hoch im Kurs standen.

5. Resümee – WG-Netzwerke im SDS – und heute

Eingangsfragen und Ergebnisse - kurz&knapp

- Was wurde aus WG-Zielen? Anders Wohnen - klappte kurzzeitig
- Was bewegten wir in WGs aktiv? Politische Prozesse, Theoriearbeit
- Ließen wir uns frei- oder widerwillig auf WGs ein? Frei, naiv, aber robust, neugierig!
- Waren wir in WGs ähnlich kritisch wie draußen? „Beißhemmung im Fuchsbau“

Austausch zwischen WGs und SDS

- WGs als organisatorischer Unterbau des SDS: 100 Teiln.: **Keller, Jours Fixes**.
- Kern zentraler Jours Fixes bis 1969, danach ESG, **Republikanischer Club**.
- WGs 1967-69 als Scharniere und Treiber der politischen **Integration**.
- Knotenpunkte der Vor- und Nachbereitung neuer **Initiativen**.
- WGs förderten mit politischer Theorie & Praxis breite **Qualifizierung**.
- WGs trugen die Bewegung weiter mit fachbezogenen **Basisgruppen**.
- Sie initiierten und flankierten die Orientierung aufs **Examen**.
- Sie boten zeitgleich Startrampen für politische **Führungsfiguren**.

Alles in allem

- WGs intensivierten kollektive Aufbrüche Jugendlicher gegen Starrsinn und **Stagnation**.
- Sie kratzten an der Legitimation vorherrschender Wohnstrukturen im Format der **Kleinfamilie**.
- Punktueller Rebellion traf zusammen mit risikoreichem **Omnipotenzgebaren**.
- Ins Visier gerieten Gehorsam, Unterwerfung, Obrigkeitsstaat, „Kalter Krieg“, **Notstandsgesetze**.
- Transparenz von demokratischen Entscheidungen wurde beharrlich gefordert wie **Partizipation**.
- Der Strom kritischer Themen riss nicht ab. Er verlangte Raum für die **Selbstorganisation**.
- WGs wurden in diesem Prozess Spinnen im Netz für Akteur:innen der **Zivilgesellschaft**.

Zu 1. Startphase – WGs krepelten mit beginnenden Umbrüchen alles bei allen um und zerrten Haltungen auf den Prüfstand. Wir forderten erfolgreich gesellschaftliche Umwälzungen. Manche erlebten wir als Bumerang.

Kollektiverlebnisse – gemeinsame Erfahrungen: man fühlte sich stark als und gewappnet gegen Angriffe durch die Bewegung, war Teil der Rebellion in der Stadt, im Land und international, hatte Gestaltungsraum und stellte Machthaber in Frage durch Irritationen.

Legitimationsdruck – blamierte „Herrschende“: Sie forderten hartes Durchgreifen, statt zu debattieren. Leitmedien wie Spiegel und Zeit, seriöse Medien und Funk wie Fernsehen, griffen ihre Fehler auf und konfrontierten Machthabende mit Forderungen nach demokratischen Formen der Auseinandersetzung. Macht verlor ihre Aura, war angezählt. Das war für uns Bestätigung, Sieg, Ansporn: Wir stießen sie vom Sockel, vor allem Profs, denen wir Verstrickungen in die NS-Diktatur nachwiesen.

Zu 2. Wirkungen - Wir erlebten eine Zeit, die sich plötzlich einen Spalt breit öffnete für Neues. Für Experimente, auch riskante mit offenem Ausgang. Das faszinierte: WIR konnten was bewirken, verändern, umgestalten, neu, anders denken und planen. Diese Vorstellung, visionär angereichert, teilten wir, wenngleich wir oft uneins über beste Wege und genaue Ziele waren. Aber wir vertrauten darauf, dass kollektiv eine Menge zu schaffen sei, solange wir uns solidarisch stützten. Wenn Vorhaben scheiterten, standen wir Enttäuschungen tapfer gemeinsam durch. Unser brodelnder Aktivismus war kraftvoll, herausfordernd, ermutigend, stärkend, prägte uns wie keine Phase davor und danach.

Brennglas - Das Zeitgefühl um 1968 ähnelt dem sog. Neuanfang nach 1945 oder Umbruch nach 1989. Die Generation der 20-30jährigen ist plötzlich, wenn auch kurzzeitig, wirkmächtig und teilt das Gefühl, kompetent und stark genug zu sein, um eine geschichtsträchtige Zäsur zu prägen: „am Puls der Zeit“ wuchs die Kompetenz und Verantwortung für Gestaltungsoptionen und ihre zügige Umsetzung.

Zu 3. Auszug / Übergänge Wir kamen aus kleinbürgerlichen Welten und entkamen ihnen nicht, modellierten unser Verhalten um, arbeiteten uns mit Attacken am Spießertum ab, verließen erlernte Standards. Manche verloren jeden Halt. Neues wollte ausprobiert werden. Alles war unsicher. Wir verlangten uns viel ab, stritten und rangen über unser politisches Engagement, über die Gestaltung im Alltag, Studium, Beruf, Haushalt, in der Partnerschaft, Kindererziehung. Wir bahnten uns neue Wege.

Und heute?

Alten-WGs – Spontan, deutlich, schnell kommt das Nein. Warum? Kaskaden von Erläuterungen: 50 Jahre Lebenslust, –last, -leiden und keine Motivation, sich mit Fremden, Anderen zu arrangieren. „Mit Familie zu leben, ist genug Arbeit.“

1968 waren wir sicher, dass wir im Alter mit soliden Gehältern bestens ausgestattete WG-Modelle realisieren könnten. Stattdessen sind wir fast alle im Kernfamilienmodell mit mehr oder weniger großen Verwandten- und Freundeskreisen gelandet. - In Gesprächen zeigt sich eine überraschend starke Relevanz der familiären Kontakte. Die eigenen Kinder kamen vor Jahren mit ihren Familien zurück nach Hamburg. Einige waren zuvor jahrelang ausgeflogen und beruflich im Ausland tätig. Jetzt etablierte sich der Familienverband neu und folgte dabei einem Muster, das 1970 von Elisabeth Pfeil untersucht wurde.⁵

Großstadtfamilien - Trotz widriger Umstände, die die Trennung von Arbeiten und Wohnen mit sich bringt, organisieren sich moderne Großstadtfamilie generationsübergreifend. Sie reagieren flexibel und elastisch, docken an Nachbarschaftsnetze an und verjüngen sie. Frauen, Mütter und Töchter, sind die treibenden Kräfte für das Zusammenrücken und die nachbarschaftliche Sozialintegration vor Ort.

Das anerkennen APO-Opas und übernehmen die Rolle, mit Enkelkindern im Stadtteil „rumzugurken“, zuerst mit Kinderwagen, dann per Fahrrad, um Spiel- und Sportstätten für den Auslauf und das Austoben zu erkunden und andere Opas zu treffen. Die Anbindung an den Stadtteil sorgt mit regelmäßigen highlights des Gemeinschaftslebens für Tradierungen. Enkelkinder bauen mit Gleichaltrigen großstädtische Mitwelten auf, schwärmen aus und kommen wieder zurück, wenn sie selbst als Eltern ein vertrautes, günstiges und geselliges Wohnumfeld suchen.

⁵ Vgl. Elisabeth Pfeil 1972: *Großstadtforschung*. Hannover, S.244ff.

Moderne Familien verschieben nach 1968 das einst hierarchische Innenleben zu einem egalitären. Für APO-Ehemalige trifft es verblüffend oft zu: Sie beschreiben ihr Familienleben als eng und innig. Ihre Wohn- und Lebensformen sind auf räumliche Nähe und geregelte Kontakte mit ihren Kindern und Enkelkindern ausgerichtet. Sie leben bewusst in getrennten Haushalten! Kurze fußläufige Entfernungen werden gezielt gesucht. Wegezeiten per PKW oder öffentlicher Verkehrsmittel dürfen 30 Min nicht überschreiten. Im Umgang wird auf Gleichrangigkeit geachtet, Grenzen und Empfindlichkeiten werden respektiert. Alle profitieren von den laufend umgekrempelten Be- und Erziehungsstilen und meiden Debatten. Großeltern halten sich bedeckt, wenn es um das Verhalten von Enkeln geht. Bei der Hunderziehung dürfen sie mitreden.

Unter 10-12 Ehemaligen traf ich das Format dieser gezielt geplanten und elastisch organisierten Großstadtfamilie an. Alle waren erleichtert, auch ein wenig stolz, dass sie nach der Entzweiung und Entfremdung von der eigenen Herkunftsfamilie nach 1968 wider Erwarten einen ganz gut funktionierenden und füreinander einstehenden Familienverband hinkriegten. – Analog gilt das für Großmütter, die eine aufwändige Reisetätigkeit auf sich nehmen, um bei der Tochter in München wie auch beim Sohn in Berlin tagelang Enkelkinder einzuhüten. Solche seltenen Omas werden über alles geliebt!

Zivilgesellschaftliche Assoziationen - WGs waren wie Kinderläden keine Keimzelle der Revolution. Aber sie konnten gezielt gesellschaftspolitische Initiativen auf den Weg bringen. Sie waren Nischen, weder massentauglich, noch für die Fläche geeignet. Aber Räume, in denen sich kritische Kräfte konzentrieren und Kader formieren konnten, um Projekte zu forcieren und anzuschieben. Früher boten Gasthäuser, Stammtische, Vereinslokale, Gewerkschaftskneipen Orte für ähnliche informelle Gruppen-Dynamiken.

WGs stellen bis heute die Variante des Wohnens und Haushaltens dar, ohne die nach 1968 die Schübe der Neuen Sozialen Bewegungen weder ihre große Bedeutung, noch ihre Stärke gewonnen hätten. Die aktiven Wellen für Kinderläden, Frauenbewegung, gegen AKWs oder die Gründungsinitiativen für die Partei der Grünen wurden in WGs angeschoben und nachhaltig vorangetrieben. Zivilgesellschaftliche Projekte wissen um die Schubkraft kollektiver Wohnformen. Auch progressive Musikgruppen, Verlage, Buchhandlungen, Medienprojekte, Kulturvorhaben nutzen die produktive Nähe und Dichte dieser Wohn-/Lebensform.

Junge Leute heute: „Gemeinsam ist man weniger allein.“

Studierende schätzen WGs als Zweckgemeinschaft, die Geselligkeit und Austausch, auch gegenseitige Unterstützung bietet. Mehr sei nicht drin. Heute hätte man mit dem Studium genug um die Ohren. Wenn neue Leute einziehen wollten, entscheide man locker, ob er/sie zur Gruppe passe und sei tolerant. Zusätzlich auf Sinnstiftung zu achten und etwa politische Ziele oder Lebensstile zum Kriterium zu machen, würde alle überfordern. Aber eigentlich schade, meinen sie, denn damals, als man noch in Kommunen lebte, „meins+deins ineins“ setzte und kollektive Ziele verfolgte, sei es doch großartig gewesen! Damals. Als es politischer zugeht unter Studis. Aber heute? Alles (viel zu) entspannt!

WG-Erfahrungen seit fünf Jahrzehnten verweisen darauf, dass sie eine optimale Startrampe für die Sozialintegration bieten. Sie bewähren sich für die Uni, für die Phase des Berufseinstiegs, für Ex-Pads und Pendler:innen Die Nachfrage nach WG-Zimmern sei trotz hoher Mietpreise groß, zT überbordend, „unverschämt“, bestätigt der Leiter des Stud.-Werks 2020.

Die Fluktuation sei stark ausgeprägt. Im Zuge der Familiengründung würden WGs in der Regel verlassen. Das war nach 1968 bei vielen Eltern völlig anders:

Sie nutzten den Vorteil der gemeinsamen Betreuung von Kindern, diskutierten sogar GRUPPEN, rangen um optimale Be-/Erziehungsstile und fetzten sich oft dramatisch. Das war extrem anstrengend, lehrreich. Hat den Kindern nicht geschadet, weil man sie bewusst fernhielt.

Kinder schweißten WGs zusammen, freuten sich an den vielen Menschen, an gleichaltrigen und erwachsenen, alten und jungen Mitbewohnern, viel Besuch. Für sie war es eine gute Zeit. WGs boten alles, was einst große Familien oder Großfamilien mit mehreren Generationen unter einem Dach ermöglichten: die Auswahl und den Wechsel von Bezugspersonen!

„Und immer ist jemand da!“⁶



Foto von G.Zint: *Wer kennt Vater und Kind?*

⁶ Vgl. Elisabeth Conradi 2005: *Haushalt als Raum der Zivilgesellschaft*. Humanistische Union (Hg.), *Vorgänge* Nr.170, Heft 2, S.80ff.